

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Fühlte der Sterbende die unmittelbare Nähe seines Gegners oder erwachten im Moment des Todes noch einmal seine Lebensgeister? Kaum stand der Graf vor ihm, da richtete Lubowsky mit einer gewaltigen Anstrengung in die Höhe und auf die rasche Frage des Lieutenants: „Wer?“ zuckte ein dämonisches Lächeln über sein von Schmerz und Haß verzerrtes Antlitz; er richtete den Finger auf den Grafen: „Dort, Gyula!“ fiel er mit dem Kopfe zurück und mit diesen Worten auf den Lippen hatte er seine Seele ausgeathmet.

„Herr Graf, Sie sind mein Gefangener“, wandte sich der Lieutenant zu Gyula und gab seinen Leuten, die mit größter Aufmerksamkeit der Scene beigewohnt, einen verständnißvollen Wink.

Jetzt erst schien Gyula seine völlige Besinnung wieder zu erhalten. Er trat einen Schritt zurück und rief entrüstet: „Mein Herr, was fällt Ihnen ein?“ rief er in sichtlich Empörung. „Sie können mir nicht diese Schmach anthun. Ich bin jederzeit bereit über meine Handlungen Rechenschaft zu geben.“

„Nach dem Bekenntniß des Todten hoffe ich, daß Sie keinen Widerstand leisten werden.“

„Er war mein erbittertster Feind und hat noch im Tode mich mit seinem heimtückischen Haß vernichten wollen.“

Der Lieutenant zuckte die Achseln. „Das ist Sache des Gerichts. Ich habe nur die Aufgabe Sie gefangen zu nehmen und ich hoffe —“

„Nein, ich kann Ihnen nicht folgen“, brauste Gyula auf. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich morgen freiwillig dem Gericht stellen werde, nur jetzt lassen Sie mich fort, damit ich meine Gemahlin auffuchen kann.“

Da der Führer der Patrouille hierauf nicht eingehen konnte, sondern seinen Leuten ein Zeichen gab, so gerieth der Graf in eine förmliche Raserei, als die Soldaten auf ihn einbrangen, er schrie immer wieder, daß ihm so viel Zeit gewähren möge, um seine Gattin aufzusuchen und die Soldaten vermochten nur nach einer tüchtigen Gegenwehr ihn zu fesseln. Als er endlich sah, daß all sein Widerstand gegen die rohe Gewalt doch vergeblich sei, ergab er sich mit finstern Ingrimm in sein Schicksal. Auf die Frage des Lieutenants, ob der aufgefundene Dolch ihm gehöre, nickte er nur mit dem Kopfe, er sprach

kein Wort weiter und ließ alles mit sich geschehen.

— Eine halbe Stunde später saß er im Gefängniß.

Im Faubourg St. Germain herrschte am andern Morgen noch eine tiefe Stille. Dies vornehme Viertel der französischen Hauptstadt zeichnet sich zwar stets durch seine aristokratische Ruhe aus, in die sich seine alten Paläste und Häuser geflissentlich begraben, um gegen den Lärm und das wüste Treiben der übrigen Stadt vortheilhaft abzustechen; aber heut, nach dem Fall der großen Oper öffneten sich die Baloufien und Läden noch später wie gewöhnlich und jedes Haus streckte sich schlaftrunkener wie sonst hinter seinen hohen Gittern. Endlich schlug hie und da ein altfränkischer im Roccostil erbauter Palast die Augen auf, und es wurde auch hier etwas lebendig.

Zu den Häusern, in denen es sich am ehesten zu regen begann, gehörte ein stattliches, ziemlich modernes Palais am Boulevard. Freilich schlug von dem alten, ganz nahe gelegenen Notre-Dame schon die zwölfte Stunde, als sich an dem Balkonfenster ein Mädchenkopf zeigte und neugierig über den Platz blickte.

„Glaubst Du schon, daß Lubowsky so früh kommen wird? ließ sich eine neckende Stimme im Zimmer vernehmen und das junge Mädchen trat erröthend vom Fenster zurück.“

„Wie kannst Du nur glauben, daß ich mich nach ihm umgesehen?“

„Wäre es denn ein Verbrechen, liebe Olga?“ entgegnete die Andere lachend: „Ich weiß ja längst, daß Du für den Baron ganz Feuer und Flamme bist.“

„Alexandra, Du verleumbest mich“, sagte die kleine Blondine mit niedergeschlagenen Augen und vermochte kaum ihre Verlegenheit zu verbergen: „Großpapa meint, ich wäre ja noch ein Kind.“

„Das aber schon recht hübsch zu schwärmen vermag.“

„Spotte nicht, Alexandra, Du hast ja selbst für Lubowsky Dich lebhaft interessirt, entgegnete Olga und kauerte sich mit jugendlicher Harmlosigkeit vor ihrer Schwester, die in einem großen Lehnstuhl Platz genommen und einen scharfen Gegensatz zu der Kleinen bildete. Während Olga mit ihrer blassen Gesichtsfarbe, ihren blauen Augen und zierlichen schlanken Gestalt an eine Deutsche erinnerte, schien Alexandra eine Tochter-Spaniens zu sein. Sie war hoch gewachsen, ihre vollen üppigen Formen traten jetzt im leichten Morgengewande noch deutlicher hervor und das dunkle Antlitz mit den feurig blickenden Augen bekundete ein leidenschaftliches und heftiges

Temperament. Beide geistig und heftig so verschiedene Schwestern waren die Entelinnen des russischen Grafen Tschernischeff, der seit vielen Jahren sich mit seiner Gemahlin in Paris angeheiratet, und nach dem kürzlich in Petersburg erfolgten Tode des Vaters hatten die jungen Mädchen bei ihrem Großvater eine Zufluchtsstätte gefunden.

Die Augen Alexandra's verdunkelten sich bei den Worten der Schwester; ein Schatten flog über ihr Antlitz und während es um ihre Lippen seltsam zuckte, entgegnete sie rasch: „Ich leugne es nicht, daß ich einmal so närrisch gewesen bin; aber seitdem er damals für Katharina Feuer gefangen, hasse ich ihn“, und der energische Zug um ihren Mund bekundete die Wahrheit ihrer Worte.

Olga erschrak. „Zürne ihm nicht“, bat sie mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme: „und auch mir mußt Du verzeihen, daß ich ihm meine Freundschaft geschenkt. Gerade daß Du ihn vor allen andern Männern vorgezogen, hat mir Lubowsky erst lieb und werth gemacht.“

„Er ist ein Ehrloser, ein Narr! Ich wünschte, Ghula's Kugel hätte sein treuloses Herz besser getroffen!“ rief Alexandra und ihre kleine Hand ballte sich zornig zusammen, als könne sie damit den wankelmüthigen Geliebten vernichten.

„Du hast ihn stets mit Kälte behandelt und ihn damit von Dir entfremdet“, wagte Olga zu erwidern.

Alexandra lachte wild und höhniſch auf: „Wen ich liebe, den muß ich nach Herzenslust mißhandeln können. Würde ich heute mit ihm gelacht und gescherzt haben und ihm morgen kühl und fremd begegnet sein, wenn ich ihn nicht bis zur Raserei geliebt hätte? Der Narr mußte es wissen, aber er ist ein eitler Thor, der sich mit der leichten Eroberung unbedeutender Geschöpfe begnügt.“

Olga war viel zu gutmüthig, um in dieser Aeußerung eine Kränkung zu wittern. „Ich begreife nicht, warum er nicht mit uns gefahren ist.“

„Weil er gern das Original spielt“, entgegnete Alexandra bitter.

In diesem Augenblick trat der alte Graf Tschernischeff mit allen Zeichen der höchsten Aufregung in das Zimmer. Er hielt ein Zeitungsblatt in der zitternden Hand. „O das ist furchtbar!“ brachte er mühsam hervor und warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl.

„Was ist vorgefallen?“ rief Olga erschrocken und wandte ihre blauen Augen fragend auf den Großvater.

„Dies“, entgegnete dieser und hielt ihr das Zeitungsblatt hin.

„Sie hatte kaum flüchtig hineingeblickt, da brach sie mit einem lauten Schmerzschrei zusammen.“

Jetzt erst wurde auch die Schwester aufmerksam, die in finsternes Hinbrüten versunken, nicht einmal das plötzliche Erscheinen des Großvaters beachtet hatte: „Was ist der Kleinen?“ fragte sie rasch.

Der alte Graf zögerte, er wußte durch seine Frau, daß sich Alexandra für Lubowsky sehr lebhaft interessirt hatte, ja daß schon zwischen Beiden von einem Verlöbniß die Rede gewesen und wenn er auch bemerkt, daß seine stolze Entelin

den Baron mit stiller Kälte behandelt, glaubte er doch, daß gerade Alexandra würde von der Schreckensbotschaft am tiefsten erschüttert werden. Endlich stotterte er hervor: „Es ist Lubowsky gestern auf dem Heimwege ein Unglück begegnet, aber Olga, warum nimmst Du Dir es so zu Herzen?“ wandte er sich zu dieser und war zärtlich um sie bemüht, sie zu trösten und zu beruhigen.

Alexandra ergriff jetzt, da sie von ihrem Großvater weiter keine Antwort erhielt, das Zeitungsblatt, das der Hand Olga entfallen war und las die verhängnißvolle Nachricht. Nicht die leiseste Theilnahme regte sich in ihrem starken, vollen Antlitz, im Gegentheil spielte ein grausamer Zug von Befriedigung um ihre Lippen. „Warum hatte er eine Andere ihr vorgezogen? Die rächende Nemesis hatte ihn dafür erreicht und vernichtet.“

Vergeblich suchte der Großvater seine kleine Entelin zu beschwichtigen, er begriff nicht, warum Olga von diesem Unglück so tief erschüttert wurde. Was verlor denn das Kind an dem Baron? Ja wenn Alexandra diesen wilden, verzweifelten Schmerz gezeigt hätte, das wäre ihm weit eher verständlich gewesen und diese blieb völlig theilnahmslos.

„O Gott, sie haben ihn schändlich ermordet!“ jammerte sie immer wieder händeringend, nachdem der Großvater alle Trostworte erschöpft und sie wie ein Kind auf den nächsten Divan getragen, wo sie sich schluchzend in eine Ecke kauerte und nur beständig diesen Klageschrei ausstieß.

Der alte Graf blickte endlich rathlos auf Alexandra und diese entgegnete mit ruhiger Kälte: „Ueberlaß nur Olga ihrem Schmerz, die Zeit wird ihn schon lindern; jetzt glaubt sie noch Wunder, was sie an ihm verloren“, und als der alte Herr große Augen machte, setzte sie höhniſch hinzu: „Die Kleine hat ein wenig für Lubowsky geschwärmt und Du kannst es ihr deshalb nicht verargen, daß sie eine solche Nachricht unsanft berührt.“

„Olga!“ fragte der Großvater kopfschüttelnd. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß es sich in dem sechszehnjährigen Herzen schon zu regen begann.

„Sie ist eine kleine Thörin“, begann Alexandra von Neuem, denn sie wußte ja, daß Lubowsky nun einmal sich in unglücklicher Liebe für unsere theure Freundin, Gräfin Ghula, verzehren wollte. Nun hat sich die arme Motte gründlich die Flügel verbrannt.“

„Man hat einen Grafen Ghula als muthmaßlichen Mörder verhaftet, ist das ihr Mann?“ fragte der Großvater hastig.

„Ja wohl“, war die Antwort: „Schon in Petersburg sind die Beiden feindlich an einander gerathen und man sprach von einem Duell, in dem Lubowsky schwer verwundet worden.“

„Dann ist mir alles klar!“ rief Graf Tschernischeff in höchster Aufregung, dieser rachsüchtige Ungar hat den armen Baron aus Eifersucht ermordet.“

„Das glaube ich nicht“, entgegnete Alexandra mit großer Bestimmtheit. „Graf Ghula ist ein Chevalier vom Scheitel bis zur Sohle; wenn er mit Lubowsky von Neuem feindlich zusammen gerathen wäre, dann würde er ihn wieder gefordert, aber niemals heimlich ermordet haben.“

„Nun ja, was doch der Sterbende hat ja noch im letzten Augenblick Ohnia als Mörder bezeichnet.“

„Lubowsky war falsch und heimtückisch, warum sollte er nicht selbst im Sterben einen Genuß darin gefunden haben, um seinen alten Feind zu vernichten?“

„Nein, Du verleumbest ihn!“ rief Olga, die mitten in ihrem verzweifeltsten Schmerz die Bemerkung der Schwester gehört hatte und sich völlig aufrichtend fuhr sie in leidenschaftlicher Erregung fort: „Baron Lubowsky war viel zu edel und großmüthig, um einer solchen Schändlichkeit fähig zu sein.“

Alexandra lachte höhnlisch auf: „Weil Du für ihn geschwärmt, deshalb ist er Dir so ritterlich erschienen, aber ich versichere Dich —“

„Es ist nicht hübsch von Dir, daß Du einen Todten verleumbest, der sich nicht mehr vertheidigen kann“, eiferte Olga, „magst Du ihn immer hassen, weil er Dir untreu geworden, so hast Du doch kein Recht, seinen Ruf anzutasten.“

Die ältere Schwester war ganz erstaunt über die Berwegenheit der Kleinen, eine solche Sprache hatte sie noch nie zu führen gewagt. Anfangs stieg eine Rornesröthe ihr in's Antlitz und sie wollte das alberne Ding für ihren Angriff gründlich züchtigen, doch ihr Hochmuth gewann über ihren Zorn die Oberhand und sie erwiderte mit kaltem Hohn: „Du bist wirklich noch ein unerfahrenes Kind, Olga, und deshalb solltest Du Dir noch nicht herausnehmen, Menschen zu beurtheilen.“

„Und hast Du Lubowsky nicht selbst bewundert?“ entgegnete die Schwester hartnäckig. „Damals als Du noch für ihn schwärmtest, erschien er Dir ein außerordentlicher Character, ein ächter Edelmann, der sie Alle überstrahlte.“

Alexandra würdigte die Kleine Schwägerin weiter keiner Antwort, sondern wandte sich ihrem Großvater zu, der mit steigender Verwunderung dem Streit der Geschwister zugehört: „Du wirst erstaunt sein, was Du von der Kleinen da erfährst. Ja Deine Alexandra war einmal thöricht genug, im Baron Lubowsky das Ideal eines Mannes zu suchen, aber die Enttäuschung kam nur zu bald. Ich versichere Dich, er war ein ehrloser Wicht, der jedes Schurkenstreichs fähig“, und über das dunkle Antlitz des schönen, leidenschaftlich erregten Mädchens flog ein Schatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Von einem Reisenden, der in der letzten Sylvesternacht eine Fahrt von Braila nach Bukarest unternommen hatte, wird dem „Neuen Fremdenblatt“ eine Eisenbahngeschichte erzählt, die ihresgleichen in den Annalen der Eisenbahnen nicht findet. Der Augenzeuge theilt Folgendes mit: Am 31. December fuhr ein Personenzug von Tecucin nach Berlad. Vor der Abfahrt stärkte sich das Maschinen- und Zugpersonal ganz gewaltig — zur letzten Reise im alten Jahr. In der nächsten Station wurde der Aufenthalt überschritten, um — abermals Stärkung zu nehmen, wobei auch die Passagiere der dargebotenen Labung nicht abhold blieben; dieses Manöver wiederholte sich in jeder Station — auch in der letzten vor der End-

station. Der Zug wurde von dort nach Bukarest signalisirt und fuhr auch factisch ab; allein schon lange war die Ankunftszeit überschritten und noch immer kam derselbe nicht in Sicht. Der besorgte Stationschef fragte bei der letzten Station telegraphisch an, blieb aber ohne Antwort; nun rief er telegraphisch auch die nächst vorhergehende Station, gleichfalls ohne Erfolg. Der Stationsvorstand von Bukarest, um das Schicksal des Zuges besorgt, faßt nun den Entschluß, mit der Reservemaschine dem Zuge langsam entgegen zu fahren. Die Vorsicht erheischt es, stets die Dampfpfeife zu gebrauchen. Endlich gewährte man von ferne die rothen Laternen an der Locomotive. Da aber auf langdauernde Rufe keine Antwort kam, so fuhr man endlich sehr behutsam näher, erkannte, daß der Zug stehe, und rückte nun langsam an ihn heran. Was gewährte man? Maschinenführer und Heizer schliefen im Tender auf den Kohlen, das Feuer der Maschine war ausgegangen, die Dampfspannung fast ganz gesunken. Der Zugführer schlief im Coupé erster Classe, der Packmeister im Packwagen auf den Bagageballen, die Bremser schliefen in ihren Bremshüttchen und — die Passagiere schliefen in den Wagen in ihre Pelze gehüllt. — Alles schlief.

Neue Kalauer. Welche Schneider sind die glücklichsten? — Die Couponschneider. — Welches Genie wird nicht verhungern? — Eugenie. — Welche Baarschaft hat den Deutschen die meiste Sorge gemacht? — Die französische Nachbarschaft. — Welche Keile thun nicht weh? — Die päpstlichen Donnerkeile. — Welcher Schlag ist der empfindlichste? — Der Zuschlag zur Steuer. — Zu welcher Steuer schreibt ein Zeitungschreiber Leitartikel? — Zur Steuer der Wahrheit.

(Fixe Ideen des Mannes.) Er hat sich überarbeitet. — Seine Natur erfordert Reizmittel. — Wenn er grade jetzt ein Capital hätte, wäre er ein gemachter Mann. — Grade für die Beruhigung der Nerven giebt es nichts Besseres als Rauchen. — Schon der geistigen Nahrung halber muß er regelmäßig in's Bierhaus. — Wenn er die Staatszügel in der Hand hätte, gäbe es nicht die Hälfte der Steuern. — Arznei ist Unsinn. — Was der Prediger predigt, weiß er und würde es entschieden besser und kürzer sagen.

(Fixe Ideen der Frau.) Sie hat rein gar nichts anzuziehen. — Was billig ist, muß man kaufen. — Das Dienstmädchen hat unbedingt einen Schatz, der mitesser hilft. — Das Wirthschaftsgeld ist viel zu wenig. — Sie kommt niemals aus und muß stets zu Hause bleiben. — Daß ihre beste Freundin noch lange nicht den Geschmack hat, wie sie selbst. — Daß sie von nächstem Montag an bessere Einrichtungen in der Wirthschaft treffen wird.

Auch die Gauner in Berlin müssen mit der Zeit fortgehen und immer Neues erfinden. So kommt dieser Tage zu einem Malter, als er allein in seinem Zimmer war, ein anständig aussehender Herr und bittet um eine anständige Gabe. — Wie kommen Sie

zu mir und wer sind Sie? fragte der Wäcker. — „Lassen Sie mich,“ sagte der Bittende, „Ihnen das nicht weiter sagen, das würde zu weit führen.“ Der Wäcker indessen bestand darauf. „Ja, sehen Sie“, sagte der Supplicand, „ich komme eben aus dem Zuchtthause. Ich bin aus anständiger Familie, war aber schon früher sehr heruntergekommen, so daß ich Betteln gehen mußte. Nun kam ich zu Jemand, der mir das Erbetene abschlug — ich bin ein sehr jähzorniger Mensch und hatte gerade so einen Stock wie diesen hier — er zeigte seinen Stock mit einem Bleikopfe — in der Hand und in der Wuth schlug ich den Menschen mit meinem Stocke über den Kopf, daß er auf der Stelle todt war.“ — Der Wäcker eilte, dem jähzornigen Herrn einen 5-Thalerschein zu reichen, und ging ihm dann heimlich nach und sorgte dafür, daß er wegen Erpressung in Untersuchung kam.

Unter den Todten des v. J. sind drei Frauen, die ein ungewöhnlich hohes Alter erreichten: Frau v. Buch geb. von Arnim in Berlin wurde 100 Jahre alt; Gräfin Ulrich de Beaugés in Paris, Ehrendame der Königin Marie Antionette, welche sie bis zum Schaffot bekleidete, wurde 102 Jahr alt; Frau Campell in Kengon in Canada wurde 130 Jahre alt.

(Volkswirtschaftliche Plaudereien). In einem Wigblatt war vor einiger Zeit zu lesen, daß wenn die Hand- und Fußnägel des menschlichen Körpers in ganz Deutschland gesammelt würden, könne für die Landwirtschaft ein großes Capital gewonnen werden. Abgesehen von der Absicht, den Schwindel lächerlich zu machen, möchte es doch ein Gewinn für die Reinlichkeit sein, wenn Viele die Nägel etwas kürzer hielten. Es giebt Gesellschaften, deren Mitglieder die abgeschnittenen Spitzen der Cigarren sorgfältig sammeln und verkaufen, um aus dem Erlös warme Winterkleider für eine Anzahl armer Kinder anzuschaffen und Weihnachten zu vertheilen. Diesen ehrenwerthen Herren muß man dieses Vergnügen gönnen und die edle Absicht lobend anerkennen, besonders wenn sie zur Ergänzung in der Stille noch manchen Thaler drauf legen. Die Cigarrenstummel, wenn sie eben so emsig wie die Spitzen gesammelt würden, könnten freilich einen weit höheren Ertrag liefern.

In einer früheren Statistik des Zollvereins wurde nachgewiesen, daß im Zollverein in einem Jahre für 8 Millionen Thaler Cigarren verbraucht worden seien. Jetzt, wo der Cigarrenverbrauch außerordentlich zugenommen hat, werden 10 Millionen Thlr. kaum reichen. Bleiben wir aber dabei, daß die Cigarrenraucher nur 8 Mill. Thlr. dafür ausgegeben haben, so werfen sie doch durchschnittlich den 4. Theil, oft die feinsten Reste weg, wodurch ihrem Genuß wenigstens 2 Mill. Thlr. jährlich entgehen. In größeren Städten werden diese Stummel mitunter gesammelt und als Einlagen zu neuen Cigarren benutzt, werden auch geraucht und mögen sogar gut

sein, wenn viele seine Cigarrenreste dazu benützt werden — edelhaft bleibt es immer für, den, der das weiß.

Rechnet man im deutschen Reiche etwa den 4. Theil der Einwohner, 10 Millionen, zu den kleinen Handwerkern, Gesellen, Fabrikarbeitern, Tagelöhnern u. und nimmt den durchschnittlichen, täglichen Verdienst nur zu 1 Mark für den Kopf an, so giebt das täglich 10 Millionen Mark. Rechnet man, daß diese 10 Mill. Menschen in drei Feiertagen nichts verdienen, so entgeht ihnen ein Arbeitslohn von 30 Mill. Mark (10 Mill. Thlr.). Von selbst knüpfen sich an diese großen Zahlen einige volkswirtschaftliche Betrachtungen. Der humane Mann denkt gewiß nicht daran, dem Arbeiter die hohen Feiertage, die zugleich seine Ruhetage sind, zu mißgönnen, sie sind für alle Christen ein hehres Fest. Wenn aber Napoleon I. bestrebt war, mehrere sogenannte kleine katholische Feiertage in Frankreich abzuschaffen, so geschah das allerdings in sehr gerechtfertigter volkswirtschaftlicher Rücksicht, weil dem französischen Volke und Frankreich sonst so und so viele Mill. Franken verloren gingen!

Die jetzigen hohen Arbeitslöhne geben dem Arbeiter, wie noch nie, Gelegenheit, für jeder Zeit mögliche schlechte Conjunctionen und Störungen und sonstige schlimmen Tage etwas zu sparen und zurückzulegen, wenn sie nur die dazu nöthige Enthalttsamkeit im Genuße und sonstige strenge Sparsamkeit mit Beharrlichkeit anwenden. Durch solche Sparsamkeit wird der Grund gelegt, aus welchem, mit Einsicht und Fleiß verbunden, meistens die großen Vermögen entstanden sind; es kann aber auch bei einem kleinen Vermögen besser für die gute Erziehung der Kinder gesorgt werden. Jeder Freund der Arbeiter muß wünschen, daß sie das erkennen mögen, wenn auch ein großer Theil den immer mehr steigenden Genuß zu seinem Verderben vorziehen wird. Es gehört ein fester Wille, eine große moralische Kraft dazu, erst den ernstlichen Anfang zum Sparen zu machen, dann geht es schon besser. Mögen die Verständigen das beherzigen!

D.

Das neue Blatt 1873. Nr. 20 ist soeben eingetroffen und enthält: „Eine Primanerliebe“. Erzählung von E. Eckstein. — „Plaudereien aus der deutschen Kaiserstadt“. Von R. Schmidt-Cabanis. — „Kalendergeschichten“. Culturhistorische Skizze von Dr. A. C. Müller. — „Ein Blick in die Welt der Taubstummen“. Von E. Walter. — „Moderne Bampyre“. Novelle aus der Gegenwart. Von F. Hirsch. — „Zwei Ordensschwester aus vorjesuitischer Zeit“. Von J. Mühlfeld. — „Damenfeuilleton“. — „Handel und Verkehr“. — „Allerlei“: Zu unseren Bildern. — Felsenwohnungen im Boirethal. — Ein Selbstmörder. — „Räthsel“. — „Neue Bücherschau“. — „Polytechnischer Briefkasten“. — „Correspondenz“. — An Illustrationen: Ein Sturm und seine Folgen. — Unglückliche Bemühung. — Glückliche Bemühung. — Julie Récamier. Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten für den mäßigen Preis von 15 Ngr. vierteljährlich.